

Geistes als unzulänglich erweist, so kann es sich vielleicht nicht der edlen Abkunft reiner Denkforgungen rühmen, darf aber den Anspruch machen, das aus den Tatsachen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens gezogene Fazit wiederzugeben. Manchem Leser mag sogar der dem Tatsachenmaterial zugewiesene Raum etwas zu weit gesteckt erscheinen. Wer in dem Buche grundsätzliche Stellungnahme zu den rein in ihrem geschichtlichen Ablauf vorgeführten Problemen sucht oder eine religionssoziologische systematische Behandlung des Fragenkomplexes „Religion und Kapitalismus“ erwartet, verkennet den Charakter dieser vergleichenden Studie, die den Übergang vom mittelalterlichen Wirtschaftskosmos zum modernen systemlosen Wirtschaftsgeschehen in seinen religionssoziologischen Belangen darstellen will. Vollends den Verfasser auf Grund dieser rein zeitgeschichtlichen Befunde zum Kronzeugen in der einen oder andern brennenden Gegenwartsfrage aufzurufen, wie das merkwürdigerweise bereits geschehen ist, heißt ihm zuviel — und unerwünschte Ehre antun.

J. B. Kraus S. J.

Tabakindustrie und Tabaksteuer unter besonderer Berücksichtigung der Zigarette. Von Dr. Adolf Glügler. 8° (VIII u. 516 S. u. Tabellenbeilagen.) Jena 1931, G. Fischer. M 22.—, geb. 24.—

Die Änderungen in unserer Steuergesetzgebung folgen einander so rasch, daß jedes größere Werk Gefahr läuft, bei seinem Erscheinen in manchem schon überholt zu sein. Das ist auch vorliegendem Werk widerfahren, das, Anfang 1931 erscheinend, die Notverordnung des Reichspräsidenten vom 1. Dez 1930 nicht mehr berücksichtigen konnte. (Die Notverordnung vom 26. Juli 1930 ist eingearbeitet; im Schrifttum ist allerdings irrtümlich noch die auf Verlangen des Reichstags wiederaufgehobene Notverordnung vom 16. Juli 1930 aufgeführt.) Da die Tabakbesteuerung sehr weittragende Ausstrahlungen wirtschafts- und sozialpolitischer Natur ausübt, die vielfach in ihrer Bedeutung unterschätzt werden, wenn nicht gar unbekannt sind, ist eine so gründliche Untersuchung, die dem Laien übertrieben erscheinen mag, durchaus am Plage. Trotz der Objektivität des Verfahrens bleibt ein Rest, der — weil auf der Raucherpsychologie beruhend — einer an objektive Daten sich haltenden volkswirtschaftlichen Methode unzugänglich und jedenfalls für den Nichtraucher nicht mehr auflösbar ist.

D. v. Nell-Breuning S. J.

Die Entstehung der deutschen Lohnsteuer als Entsprechungsform zur modernen Kapitalwirtschaft. Von Dr. P. H. Weimar. 8° (85 S.) Bonn 1930, Kurt Schroeder. M 4.—

Das Schriftchen, das der hier (119, S. 487) besprochenen Sammlung angehört, erstreckt die Anwendung der Ritschlschen Lehre von den steuerlichen Entsprechungsformen auf die Lohnsteuer bzw. den Steuerabzug vom Lohn. Man darf nichts Unbilliges von dieser Theorie erwarten; mit weiser Beschränkung erweist sie sich als anregend und fruchtbar. Das beweist auch der vorliegende Fall der Lohnsteuer.

D. v. Nell-Breuning S. J.

Sozialrechtliches Jahrbuch. Herausg. von den Direktoren des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften der Stadt Köln, Brauer, Eckert, Lindemann, v. Wiese; Redaktion Th. Brauer. Bd. II. 8° (VIII u. 210 S.) Mannheim 1931, J. Bensheimer. M 14.—, in Leinen 16.50

Unter Sozialrecht versteht der federführende Herausgeber das sich bildende Recht der sozialen Gruppen, also jenen Rechtsbereich, den J. Meßner der sozialen Gerechtigkeit, wie er sie verstanden wissen will, als eigentümlichen Gegenstand zuweist (vgl. seinen Art. „Soziale Gerechtigkeit“ im Staatslexikon der Görresgesellschaft, 5. Aufl., IV. Bd.). Allerdings ist es nicht nur der Rechtsstoff, der in diesen Jahrbüchern behandelt wird. Es überwiegen die Untersuchungen über die tatsächlichen Verhältnisse der verschiedenen sozialen Gruppen als Unterlage für die werdende Rechtsbildung. Wertvoll sind auch die Beiträge zur Industriepädagogik, bei denen man dem Ingenieur und Praktiker das Wort gegeben hat.

D. v. Nell-Breuning S. J.

Französische Bekenntnisbücher

1. Der Mensch von heute. Von Lucien Romier. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Neuscheler. 8° (174 S.) Freiburg 1930, Kampmann. M 5.—
2. En croix. Par André Harlaire. 12° (288 S.) Paris 1928, Plon. Fr. 12.—
3. La chapelle des Saints-Anges. Par Robert Sébastien. 12° (268 S.) Ebd. Fr. 18.—
4. Ce qui était perdu. Par François Mauriac. 12° (268 S.) Paris 1930, Grasset. Fr. 15.—
5. Le Portail Royal (Cathédrale de Chartres). Par René Schwob. Mit 18 Bildtafeln. 12° (222 S.) Ebd. 1931, Fr. 20.—

In allen diesen Büchern, ob sie kritische Zeitbetrachtung, Roman oder lyrische Prosa sind, legen bemerkenswerte Mitgestalter des heutigen Frankreichs ihr eigenartiges Bekenntnis zum Geiste und zur Religion ab.

1. Der Parlamentarier Lucien Romier, der sich auch sonst um eine Politik internationaler Verständigung bemüht, zeigt als guter Beobachter des europäischen und amerikanischen Lebens, daß die heutige Entwicklung uns unwiderstehlich aus persönlicher Enge zu bewußter Pflege gesamt menschlicher Gemeinschaft drängt. Der Ausbau der Verkehrsmittel wirkt den trennenden geographischen Einflüssen auf Rassenmerkmale, Staatenbildung und nationale Kultur entgegen. Die wechselseitige Verbundenheit aller Völker in der Weltwirtschaft, der unaufhörliche Austausch alles Guten und Bösen zwischen Europa und den Ländern, die es kolonisiert hat, die wachsende Herrschaft der Technik in Krieg und Frieden, die internationale Kapitalisierung, die auch den festesten Besitz beweglich macht, die gewaltige Werbekraft kollektivistischer Theorien, die Übermacht der öffentlichen Meinung — wo läßt das alles noch Raum für Eigenheit? Selbst die Geistigen, meint Romier, müßten ihre Erhabenheit über des Wirtschaftliche, selbst die Religiösen ihre einsame Beschränkung auf Gott und sich preisgeben, um geistig und religiös der harten Wirklichkeit des Gemeinschaftslebens zu dienen. Vorrang und Führung erkennt Romier ihnen ausdrücklich zu, und obgleich ihnen die Mahnung an ihre Pflichten gegen die gesamte Menschheit immer nützlich ist, brauchen sie auch heute weit weniger daran erinnert zu werden als die Politiker und die Wirtschaftler. Die sollten also das Buch Romiers am eifrigsten lesen.

2. In dem Roman des jungen Harlaire kommt der Soldat Rémi Delgrave auf bitteren Wegen zu der Erkenntnis, daß man allem sterben muß, um wahrhaft für die Menschheit und für Gott zu leben. Christus den König und Christus den Gekreuzigten könne man nicht trennen. Rémi war nicht fromm erzogen, aber in ihm brannte eine dunkle Sehnsucht, den Glenden der Erde wirklich zu helfen. Und nun mußte er sehen, wie sein Vater aus einem flachliberalen Landarzt zu einem nichts als Phrasen drehenden Parlamentarier wurde, wie sein geschniegelter Jugendgespieler, dem die väterlichen Geldsendungen nie genügten, das Studium an der Pariser Universität mit dem Gewerbe eines rücksichtslosen Zubätkers verband, und wie der ahnungslose Parlamentarier, weil er in der Ehe nur eine vorteilhafte

Versorgung erblickte, die Hand seiner ebenso hohlköpfigen Tochter ohne weitere Erkundigung diesem eleganten Gauner gab. Rémi fand nicht die Kraft zu einer klaren Warnung, auch nicht, als eines Tages vor dem Gartentor seiner elterlichen Villa die Russin sich tötete, mit deren Mann seine vernachlässigte Mutter verdächtige Beziehungen angeknüpft hatte. Sein Drang nach Wahrhaftigkeit trieb ihn aus dem verlogenen Hause in die Armut. Anfangs unterstützte er die von seinem ausbeuterischen Jugendgespieler verlassene Dirne. Das Zusammenleben mit ihr befriedigte ihn aber ebenso wenig, wie ihn ein durch das bürgerliche Leben gleichfalls gründlich enttäuschter Freund aus reichem Hause zu überreden vermochte, mit ihm auf immer nach Rußland zu den Bolschewiken zu reisen. Rémi muß als Soldat in die Kaserne, und in der sinnvollen Nüchternheit des Dienstes ordnen sich allmählich die beschämenden Erlebnisse, die edelmütigen Wünsche und einige verstreute religiöse Erinnerungen zu dem Glauben an das Heil der Menschheit im Kreuze Christi. „Die Welt der Träume, die Welt der Schatten ist besiegt, jetzt, mein Gott, jetzt fängt alles an.“ Es ist ein psychologisch klares und frisch zupackendes, allerdings manchmal jugendlich übersteigertes Buch.

3. Auch der junge Sébastien gesteht am Ende seines Jh.-Romans, die ganze kleine Welt, die er geschildert und in der er seinen Halt gesucht habe, sei zusammengebrochen, und so sei es ja auch mit allem Irdischen. Die Welt Sébastiens ist der teilweise katholische Gesellschaftskreis einer Familie des französischen Adels, und so hoch über alle Gewöhnlichkeit stelzt die Sprache des Verfassers dahin, daß er z. B. die Gewährung einer Bitte so ausdrückt: „Ein Zeichen meines besiegten Kopfes band mich“ (139). Immerhin ist sein Held nicht weniger wirklich und französisch als der Harlaire. Dieser Laurence ist ein Schwärmer für große Gedanken. Weder der phantastische Kindheits Traum eines lebenslangen Wirkens an der Seite seines geliebten Bruders, noch erfolgreiche Geschäfte in Amerika, noch die glänzende Leitung einer jungen Partei füllen ihn aus. Am glücklichsten fühlt er sich, wenn er, ohne katholisch zu sein, still in der von Delacroix gemalten Engelskapelle in Saint-Sulpice betet. So läßt er sich endlich taufen, aber wie er ausdrücklich sagt, nicht um des ewigen Heiles willen, daran liege ihm überhaupt nicht viel: „Sondern weil ein Mensch, der Gott war, sich hat taufen lassen, und weil ich ihn liebe“ (189). Als er aber eines Tages plötzlich erklärt, er ziehe sich ganz aus dem

öffentlichen Leben zurück, empfindet die von ihm geführte Partei das als Verrat. Einige seiner Anhänger kommen am frühen Morgen nach einem Weingelage in seine Wohnung, erhalten keine ihnen genügende Erklärung, knüpfen ihn vor Wut an einem seidenen Tuche auf und stellen sich, durch seinen Tod ernüchtert, der Polizei als Mörder. So seltsam vieles in dieser Entwicklung berührt, die Wichtigkeit der gesellschaftlichen Formen gewisser — nicht bloß adeliger — Schichten gegenüber den wirklichen Forderungen des menschlichen Lebens ist überzeugend gestaltet.

4. Alle Personen des Romans von Mauriac sind irgendwie krank und innerlich einsam, und alle werden uns nur im Halbdunkel gezeigt. Zwei Ehemänner, die der Leidenschaft meistens die Pflicht opfern, verbittern sich gegenseitig in äußerlich freundschaftlichem Verkehr das Leben. Der eine ist ein seelisch verfaulter Graf, dem seine mehr frömmelnde als fromme Mutter, obwohl sie seine Verdorbenheit kennt, eine sorglich behütete, reiche und ungläubige Frau verschafft, die er kaum zu lieben scheint. Wegen eines unbekannten innern Leidens gewöhnt diese junge Frau sich an Rauschgifte, nimmt eines Tages zubiel und stirbt. Die alte Gräfin wirft sich vor, sie habe durch abstoßende Äußerungen ihrer Frömmigkeit die Schwiegertochter zur Verzweiflung getrieben. Unterdessen hat der Graf die innere Unsicherheit seines Freundes, eines Künstlers von zweifelhaften Fähigkeiten, durch den peinigenden Verdacht gesteigert, seine kindliche und halb wilde Frau, die aus einer verrotteten Gutsbesitzerfamilie des Südens stammt, habe schlimme Beziehungen zu ihrem fast knabenhaften Bruder. Nach grauenhaften Zweifeln zeigt sich am Schlusse des Romans, daß alles nicht wahr ist, sondern daß der Bruder Priester werden will — eine Offenbarung selbstloser Hingabe, die ebenso überrascht wie vorhin die Entlarvung der selbstsüchtigen Heiratspolitik der Gräfin. Wenig von alledem ist spannend erzählt, manches wächst nicht einmal organisch aus der Handlung, sondern bloß aus dem Bedürfnisse des Verfassers, sich dem Leser verständlich zu machen. Wer trotzdem bis zu Ende ausharrt, wird nicht leugnen, daß die scheu andeutende Darstellungsart des erfolgreichen Buches im Ganzen der vertretenden Gesellschaft, die es schildert, gut entspricht.

5. René Schwob ist ein ungewöhnlicher Erlebniskatholik; 1928 hat er in seinem Buche „Moi, juif“ (Paris, Plon) davon erzählt. Aus freiem Judentum hervorgegangen, kam er durch Freunde und geheime Sehnsucht ziem-

lich früh dem Christentum nahe. In einer Schlacht des Jahres 1914 meinte er den Ruf zu hören: „Wenn du mich liebst, wirst du gerettet!“ Während einer schweren Brustfellentzündung überfielen ihn im Fieberwahn Reue und Angst vor der Hölle. 1926 erhielt er auf seinen dringenden Wunsch vor einer gefährlichen Operation im Alter von ungefähr dreißig Jahren die Taufe. Volle Glaubensüberzeugung hatte er noch nicht, aber er meinte ganz aufrichtig, die werde ihm durch das katholische Leben allmählich zuteil werden. Unter großen Schwierigkeiten, die besonders in den Keuschheitsforderungen lagen, rang er sich durch Selbstüberwindung, Gebet, häufige Beicht und tägliche Kommunion zu reinem Leben und festem Glauben empor. — Und nun pilgert er zweimal, zuerst im April 1928, dann im August 1930, auf längere Zeit nach Chartres, nicht mit klar durchdachten Absichten, denn von strengem Denken hält er in religiösen Dingen überhaupt nicht viel. Er hat in Spanien, in Indien, in Japan den künstlerischen Ausdruck verschiedener Völker und Religionen zu deuten versucht. Schon deshalb lockt ihn die wunderbare Zusammenfassung des Betens und Bildens von der keltischen Druidenzeit bis zum hohen Mittelalter, die der Mariendom zu Chartres ist. So war es ja dem Konvertiten Huysmans vor ihm ergangen. Aber während in dessen „Cathédrale“ (1898) Roman und Kunstgeschichte sich teilen, ist bei Schwob fast alles lyrischer Ausdruck der Empfindungen und Wünsche, die von den Statuen, den Glasgemälden, dem ganzen Aufbau und dem gottesdienstlichen Leben des Domes in ihm geweckt werden. Dieser Dom, in dem Kunst und Frömmigkeit aller schlichten Dorfkirchen der Umgegend zu gipfeln scheinen, hilft ihm zum Erlebnis der Einheit aller kleinen Ereignisse seiner Bekehrungsgeschichte. Im ersten Teil des Buches meint er, eine plötzliche Wunderheilung seines Beines feststellen zu können, im zweiten Teil erkennt er, daß er wohl vorschnell geurteilt, daß er überhaupt sich und seine Tätigkeit früher zu ernst genommen hat, daß alles gut wird, wenn er nur in das Gefühl seines Nichts versinkt, und wenn Maria, die er als ihr Volksgenosse begeistert „Schwester“ und „kleine Judenbraut“ nennt, ihn vor der immer noch nicht toten Liebe zu sündiger Erden Schönheit rettet. Er sagt nicht, warum er so innerliche, oft erhabene und oft sonderbare Dinge drucken läßt, aber die Widmung des Buches läßt seine Hoffnung vermuten, auch andere suchende Seelen könnten so Ruhe finden.

J. Overmans S. J.